

Ein Marschtag.

Eindrücke eines Kanoniers.

Eine düsterröte Scheibe sieht der Mond am Himmel. Im kalten Nachtwind zittern die nebeltröpfenschweren Gräser. Pflanzig gedrungen strecken vier Feldbauhühner ihre kurzen Köpfe zum Himmel. Gerade über die Anhöhe hinweg, auf deren sanften Abhang sie stehen, muß der Schuß gehen. Doch jetzt schweigen sie. In Deden und Feltbahnen eingepackt schlaf die Bedienung bei den Geschützen. Bald hier, bald dort regt sich so ein brauner Klumpen; die Kanoniere fröheln im Schlaf, der kühle Nachttau bringt bis zur Haut trotz Deden und Feltplan. Die Hände in die Taschen vergraben, hockt der Wachtposten hinter dem Schutzschild eines Geschüts. Nervös lutscht er in hastigen Zügen an einer Zigarette. Gleich zwei, um zwei Uhr soll die Feldfläche kommen. Da stampfen auch schon vom Grunde her ein paar Pferde heran. Vergerliches, halbblautes Rufen tönt: „Vierte Batterie dort? Vierte Ma-atte-r-le?“ Der Posten antwortet: „Mein, härei nicht so, hier is sie ja.“ Der Koch lenkt sein Hungerabwehrgeschick in die Batteriestellung. Der Posten geht weiter: „Herr Leutnant, die Gulaschkonone!“ Überall wird's lebendig. Schlaftrunken wideln sich die Kanoniere aus den Deden. Halbblautes Fluchen. „Sieh auf!“ Die Gulaschkonone. — „Wollte denn nichts haben?“ — „Wer hat denn wieder mein Kochgeschirr in die Finger gehakt?“ — „Wollte triffst Du mir noch mal auf den Bauch!“ — Ein dichter Brodem entströmt dem Feldkessel beim Decknen. Deran drängen sich die Leute, jeder will zuerst abgefertigt werden. Wie plötzlich wird geschlacht über die Kälte in diesem Polen, über das Essen, über den Kaffee. Endlich haben alle genug. Post gibt es wieder einmal nicht. Schwonkend, wie ein gutmütiges, knobiges Faultier der Vorzeit, fährt die Feldfläche wieder zu den Progen zurück. Der Wachtposten hat noch eine kleine Auseinandersetzung mit seiner Ablösung.

Vier Uhr. Der Sommer tutet kräftig andauernd dem eingeschlafenen Telephonisten in das Ohr. Endlich wird er wach. Nun gibt es einen Anranger. Glücklicherweise ist nur der Beobachtungs-telephonist am anderen Apparat, nicht der Batterieführer, so geht es nur einige kameradschaftliche Schmauser. Befehl zum Abmarsch ist gekommen. Mit vieler Mühe ermuntert der Telephonist den Leutnant, mit noch größerer Mühe dieser, mit Telephonist und Wachtposten vereint, die gesamte Batterie. Endlich ist alles wach, Deden und Feltbahnen verstaubt. Ungebuldig sehen alle nach den Progen aus. „Wer weiß, in welche Dreddegend es nun wieder geht.“ Im Drängen liegt jeder die geheime Hoffnung, es geht dorthin, durch ein Dorf mit von Russen liegengelassenen Fleischkonserven, Zigaretten und ähnlichen schönen Sachen. In schlankem Trab kommen die Progen heran. Wald ist aufgeschrogt und in Marschkolonnen geht es nach Osten zu, wo am schwarzen Himmel kalte Streifen das Anbrechen des Tages melden. Ueber den Kamm des Hügels hinweg, durch das hohe betaute Gras, das feuchtkalte Nässe gibt, biegt die Batterie in einen lichten, gemischten Wald ein. In dem Walde war ein russisches Feldlager. Lange Hütten aus Stämmen und Zweigen gähnen leer dem Wege zu, eine Birkenlaube war wohl für die Offiziere bestimmt. Der Weg ist von den Russen vor kurzer Zeit noch für ihre eigenen Kolonnen ausgebeißert worden, nur an einer Stelle haben sie im Rückzug durch einige gefällte Stämme versucht, den Vormarsch der Deutschen aufzuhalten. Unter Schimpfen über die Infanterie, die das Hindernis einfach umgangen hat, statt es fortzuräumen, schaffen die Artilleristen die Stämme bei Seite. Ruhig, in stetem Schritt geht es vorwärts. Kein Schuß ist zu hören. Am Abend hatte noch jenseits des Waldes ein scharfes Gesecht getobt. Ein Meldereiter, der zurückgebrannt kommt, bestätigt, daß meilenweit keine Russen zu sehen wären. Plötzlich hört der Wald auf. Ein flach aufsteigendes Brachland liegt in der Marschrichtung. Wo es seinen höchsten Punkt erreicht, können es dunkelgrüne, mit Schießscharten besetzte Hügel. Davor glihren doppelte Drahtberhänge. Die ganze Batterie ist aus dem Wald in das Brachland gelangt. Da sieht einer den anderen an. Scheu deuten sie auf graue Körper, die am Boden liegen — Gefallene. Gleich am Wege liegt ein toter Infanterist auf dem Rücken, die Hände in den Boden gekrampt. Auf der linken Seite ist ein kleiner, eingetrotzener Hügel. Ein paar Kanoniere gehen zu einem zweiten hin, der auch nahe am Wege liegt. Vielleicht lebt er noch? Nein. Er liegt auf dem Bauch, den Kopf eingezogen, die Arme von sich gestreckt. So sehen sie einen Toten nach dem anderen liegen; tauschen unwillkürlich leiser sprechend ihre Bemerkungen aus. „Der hat sogar noch seinen Trauring an!“ „Armer Kerl!“ Die Kolonne ist am Drahtberhang angelangt; in den Drähten hängen noch zwei, drei Tote. Alles drängt nach vorn zu den russischen Gräben, um die Wirkung der eigenen Arbeit zu sehen. Ein weber Stolz durchzuckt sie: „Wir haben gut geschossen.“ Die Drähte

sind durch die Granaten auseinandergerissen, der Wall weist ein Loch neben dem anderen auf, und in den Gräben liegen die von den deutschen Granaten getroffenen Russen, hier nur ein Leib, dort nur ein Glied. Grauenvoll. Der Weg geht bergab. Ein paar Russen liegen noch dort, die von den Schrapnellern oder unserer schnell drängenden Infanterie ereilt wurden. Große Kornfelder, auf denen Mandeln stehen, ziehen sich rechts und links vom Wege hin. Eine Mähmaschine steht verlassen auf dem Felde. Die Kanoniere reißen Kornbunde aus den Mandeln und werfen sie für die Pferde auf die Progen. Schon ist es 10 Uhr geworden, 11 Uhr. Immer weiter geht es. Meldereiter kommen von vorn, ein Trupp blutjunger, verlegener grinsender Russen, von Dragonern begleitet. Der Himmel ist nicht ganz klar geworden, graues Gewölk hängt an ihm und gegen 12 Uhr fallen langsam Tropfen herab, nach einer halben Stunde kommt ein trockener, einschläfernder Landregen herunter. Gleichgültig trotten die Kanoniere neben den Geschützen hin, gleichgültig hocken die Fahrer, Unteroffiziere und Offiziere auf ihren Pferden. Da ist einer, der summt schon Stundenlang die gleiche Melodie vor sich hin, ein anderer ist in sich versunken, vielleicht denkt er an die Heimat, ein dritter laut an einem Strohhalm, und wenn er einen gekaut hat, nimmt er einen neuen. Eine Abwechslung gibt es, als es durch ein Dorf geht. Vor dem Dorfe zieht sich ein Schützengraben hin. Wälle sind eingerammt, aber der Stacheldraht liegt noch in Rollen daneben. Gefüllte Sandsäcke, Panzerhelme liegen hinter den Gräben, aber sie sind noch nicht eingekantet. So schnell ging der Vormarsch unserer Truppen, daß die Russen nicht Zeit fanden, diese Stellung auszubauen, und da räumten sie lieber das Feld. — Die paar Wehnhütten des Dorfes sind vorüber; wieder führt der Weg bergan, der Wind wird von der kaum 500 Meter entfernten Hügelkuppe begrenzt. Es wird gehalten. Im Regen steht die Batterie abwartend eine Stunde, zwei Stunden, noch länger. Die Feldfläche ist vorgefahren, schnell wird ausgegeben, bevor der Regen das Essen kalt macht.

Im Grunde wird gekämpft. Lebhaftes Gewehrfeuer schallt herauf, Schrapnellwolken erscheinen weiter vorn am Himmel. Drei Batterien von demselben Regiment stehen dort im Feuer; die vierte Batterie wird nicht eingesetzt. Das Feuer entfernt sich und erstirbt langsam in der Ferne. Es geht weiter. Am jenseitigen Hange des Hügels liegt wieder ein Dorf. In den offenen Scheunen liegen wenige verwundete, Deutsche, Russen, alles durcheinander. In dem Dorfe sammeln sich die Kolonnen. Die Jagden der Infanterie, die Munitionskolonnen kommen an, quartieren sich ein. Auch die Leute von der vierten hoffen, hier im Quartier den Tag beschließen zu können. Noch ist zwar kein Befehl da, noch steht die Batterie in dem aufgeweichten Lehm der Dorfstraße. Da kommt der berittene Telephonist von vorn. Er bringt dem Hauptmann eine Meldung. Die Fahrer müssen aufstehen, aus dem Dorf heraus, quer durch ein Haferfeld fährt die Batterie. Die nassen Halme nassen Hosen und Pferdebeißer. Schon müssen hier und da die unwilligen Tiere mit der Peitsche angetrieben werden. Ein tiefer Sandweg ist der nächste Weg. Schwer legen sich die Tiere in die Lüne; die Fahrer fluchen. Katzenschind fallen die Schläge auf die Pferdehälften. Die Räder mahlen tief im nassen Sand, kein Fahrzeug bleibt stehen. In ein Kartoffelfeld geht's hinein. „Da!“ „Nach rechts jetzt ab.“ Die Kanoniere halten die Losetten von den Progen ab, die Köpfe wenden sich nach rechts, nun stehen die Geschütze. Die Progen fahren zurück, nachdem noch die Munition hinausgeworfen worden ist. Eine einzelne Schenke steht rechts der Batterie. In ihr soll die Nacht verbracht werden. Wenn sie auch keine Türe mehr hat, gegen den Regen schließt sie doch. Doch erst kommt der Befehl zum Eingraben. Gegen zwölf Uhr nachts endlich sind die Deckungen fast genug. Die Geschütze eingerüstet, die Munition am richtigen Plage. Dann liegen die müden Leute, bis auf die Haut durchnäßt, wieder gleich braunen Klumpen im Stroh. Bald hat die Müdigkeit alle überwältigt, nur der Posten stolpert unterm Regen und in den Kartoffeln auf und ab, alle fünf Minuten nach der Uhr schend, ob nicht schon Zeit zur Ablösung ist.

Kleines Feuilleton.

Was Deutschland an Streichhölzern verbraucht.

Das Streichholz, wer könnte sich aller modernen und modernsten Patentfeuerzeuge unerschrocken, unser tägliches Leben ohne diesen kleinen feurigen Freund auch nur vorstellen. Und doch sind noch keine drei Menschenalter vergangen, seitdem im Jahre 1828 der Württemberger Johann Friedrich Kammerer mit der Erfindung der Phosphorzündhölzer an die Öffentlichkeit trat. Wie in einem Aufsaße des „Prometheus“ erinnert wird, bildeten die Streichhölzer in den ersten Jahren ihres Daseins noch geradezu einen

Luzubartikel: sollen doch 1000 Stück anfangs 4 bis 5 Taler gelöst haben! Ihren Höhepunkt erreichte die deutsche Zündholzherzeugung um die Jahrhundertwende; für das Jahr 1901 wird die deutsche Gesamtherzeugung, von der ein beträchtlicher Teil nach dem Auslande abgesetzt wurde, auf 205 400 Millionen Stück geschätzt. Seitdem hat sich jedoch, besonders nach der am 1. Oktober 1909 erfolgten Einführung der Zündwarensteuer, sowohl die Erzeugung wie auch die Ausfuhr von deutschen Streichhölzern sehr vermindert. Besonders gering war die Erzeugung im Jahre 1910, weil damals das Publikum sich noch aus der steuerfreien Zeit her vielfach mit Zündhölzern versorgt hatte; damals gelangten nur 59 802 Millionen Stück zur Verfertigung. Im Jahre 1913 wurden in Deutschland rund 86 233 Millionen Stück Streichhölzer verfertigt, und da gleichzeitig vom Auslande 258 1/2 Millionen eingeführt wurden, so stellte sich unser Gesamtverbrauch in dem gedachten Jahre auf 88 495 085 000 Stück. Auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, gibt dies einen Verbrauch von 1290 Streichhölzchen im Jahre, das sind 2 1/2 Schachteln zu 60 Stück und 3 1/2 Hölzchen am Tage. Da vor Einführung der Steuer der Tagesbedarf für eine Person auf etwa sechs Hölzchen geschätzt wurde, so stellt sich der Rückgang des Verbrauches auf mehr als 40 v. H. Zu diesem Rückgange hat natürlich die Verbreitung der Zündholzerersatzmittel sowie auch die fortgeschrittene Ausdehnung der elektrischen Beleuchtung wesentlich beigetragen. Der Krieg bereitet natürlich auch der deutschen Streichholzindustrie mancherlei Schwierigkeiten, vor allem bei der Deckung ihres Holzbedarfes. Zur Erzeugung der Streichhölzchen findet neuerdings fast nur das weiche, poröse Holz der Nitterpappel oder Aspe Verwendung, da dieses sich am besten zum Paraffinieren eignet. Das Aspenholz wurde aber vorwiegend von Rußland bezogen, zum Teil bereits als fertiger Holzdraht. Da gegenwärtig die russischen Lieferungen aufgehört haben, müssen die Fabriken zu anderen Holzarten greifen. Einen brauchbaren Ersatz bilden Linden- und Birkenholz. Auch die Nadelhölzer, die früher zur Herstellung der Phosphorzündhölzchen dienten, wegen ihres Harzreichtums aber sich nicht ohne weiteres zum Paraffinieren eignen, können durch anhaltendes Kochen brauchbar gemacht werden. Dabei muß man jedoch den Uebelstand im Kauf nehmen, daß das schon an sich gelbliche Holz eine noch dunklere Färbung annimmt.

Die deutschen Sanitätshunde.

Die Verwendung von sogenannten Sanitätshunden im Kriege zum Auffuchen der Verwundeten hat sich, wie die Meldungen aus dem Felde übereinstimmend berichten, auf das glänzendste bewährt. Tausenden von Soldaten ist durch die Hilfe der Hunde, die sich besonders in hügeligen, bewaldeten und lumpigen Gelände hervortun, das Leben gerettet worden. Etwa 2000 solcher Sanitätshunde mögen in der deutschen Front stehen; nicht wenige sind den feindlichen Angeln zum Opfer gefallen oder verletzt worden. Für diese hat man sogar eine Spezialklinik in Jena errichtet, in der sie wieder hergestellt werden sollen. Die Sanitätshunde rekrutieren sich zum allergrößten Teil, wie die „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“ schreibt, aus deutschen Schäferhunden. Ein kleiner Anteil entkammt dem Dobermannpinscher, in denen übrigens ebenfalls Schäferhundblut enthalten ist. Auch einige wenige Wireddale-Terriers fungieren in Sanitätsdienst. Sie wurden früher ebenso wie die schottischen Schäferhunde (Collies) mit Borliebe verwendet, doch werden sie von den deutschen Schäferhunden bei weitem übertroffen. Im übrigen sind heute die Collies durch Zucht gänzlich entartet und haben die Intelligenz ihrer Vorfahren, der Begleiter der schottischen Hirten, völlig verloren, so daß sie sich zum Suchen von Verletzten gar nicht mehr eignen. Wahrscheinlich werden sie binnen kurzem überhaupt aussterben.

Notizen.

— Eine Soldau-Vorstellung. Zum Besten des Wiederaufbaus der ostpreussischen Stadt Soldau, dessen Patin Charlottenburg ist, führt das Deutsche Opernhaus am Sonntagmorgen den 3. Oktober „Doffmanns Erzählungen“ auf. — Eine Beratungsstelle für Kriegerehrungsfragen hat der Deutsche Bund Heimatdienst in seiner Geschäftsstelle, Berlin W 35, Steglitzer Str. 53 III, eingerichtet. Der Bund will sachlich, ohne Bevorzugung einer Richtung oder Gruppe, und uneigennützig bei der Fälle der zu erwartenden, oft leider zu früh beabsichtigten Denkmalsplanungen mit Rat und Tat helfen. — Die „Nutter Gottes“ auf der Flucht. Das wunderartige Bild der Nutter Gottes von Potsdam, das schon zu Beginn des Krieges nach Schitomir gebracht worden war, ist jetzt vor der einbringenden österreichischen Armee ins Gebiet der Donlokalen abtransportiert worden, in die Kathedrale von Nowo-Tscherlask. Das Bild wird von den abergläubischen Russen besonders hochgehalten, weil mit seinem Besitz die Herrschaft über Sibirien abhängen soll.

Rotes Vlamenblut.

31] Von Pierre Broodcoorens.

Doch er kam wieder zu sich. Von neuem hatte er sie gepackt. Was für ein gering Ding war sie zwischen seinen Händen! Er brauchte nur zuzupacken. Seine Finger würden sie zerquetscht haben wie eine Schnecke. Und so etwas war's, was mit einem Manne spielte, das ihm mit kleinen Bissen das Herz zertrug, als wär's ein Pfefferkuchenherz, ein angebrochenes Raschwerk, das sie auf der Tischdecke liegen läßt, um ein anderes anzuknabbern, ohne sich darum im geringsten um das Blut zu kümmern, das ihr den Mund besleckt! „Sprich, in Dretiefenknämen! Sag' wenigstens, wer es war, daß ich ihm besorgen kam!“ In ihrer erbärmlichen Furcht, die sie denken ließ: „Er will mich töten!“ stieß Hilla ein schneidendes Lachen hervor. „Sein Name? Du denkst also, daß ich Dich hintergangen habe?“ Sie merkte, daß er fortwährend zitterte. „Ah! Ah! das wird kurios! Natürlich war ich mit Blindheit geschlagen, nicht wahr? Wenn Du mit zwei Männern in einer Klische spazieren fährst, so war's einer Besorgung wegen. . . Ich verstehe Dich schon, meine Kleine! Manchmal bist Du ja damit durchgekommen. Aber nachgerade riecht sich der Vrat. Das sag' ich Dir.“ „Laß mich doch zu Wort kommen!“ schrie sie aufgebracht. Und Fuß und Hand gebrauchend, entschlüpfte sie ihm mit einer verzweifeltten Bewegung. Mit einem Male war der Alkoholismus, der ihr die Ueberlegung trübte, verfliegen. Für die ersten Augenblicke, als sie durch den brutalen Angriff des Durschen überrascht worden war, hatten sich ihre Gedanken gestochen wie in einem Stall die gehörnten Schädel der Rinder, wenn die rote Lohse einer Feuersbrunst emporschlägt. Es stand fest, daß er sie in Gesellschaft des Zigarettenmachers gesehen hatte. Sie war verloren; trotzdem aber war sie überzeugt, daß in ihrem Benehmen nichts Auffallendes gewesen war. Die Schwierigkeit war nur, wie sie sich rechtfertigen sollte. Sie kannte Souhes Eifersucht, sein düsteres Wesen. War sie ihm nicht bereits mit einer Fülle von Verweisen begegnet, die sie ihm im Verlaufe ihrer früheren Zusammenkünfte hundertmal vorgehalten hatte? In ihrem härtesten Schreck sah ihr weiblicher Scharfsinn schon die Rettung voraus. Die But ihres Liebhabers

war mehr verzweifelt als rachsüchtig, mehr scheinbar als wirklich. Seine Festigkeit erstreckte im Grunde bloß ein Wort, mit dem sie ihm einen Irrtum nehmen sollte. Und wenn sie anfänglich unter seinen Ausbrüchen vor Schreck erstarrt gewesen war, so machten sie jetzt auf sie keinen Eindruck mehr. Sie gleichen jenen mit Blut und Teufelsdreck beschmiernten Schenkeln, von denen die wilden Völker glauben, daß sie die Diebe erschrecken, die aber unter einem leichten Stoß zusammenbrechen und die Schwelle, die sie schützen sollen, weit offen lassen. „Ah, das ist gut!“ sagte sie. Und den Kopf schüttelnd wiederholte sie: „Das ist gut!“ Doch sogleich fühlte sie sich von ihrer eigenen Stimme ermutigt und sagte mit einer Entrüstung, an die sie selbst glaubte: „Nicht genug, daß Du auf die Schändlichkeiten des ersten besten unbesehens reinfällst — irgendwelche Eifersüchtige, die ich gar nicht kenne und die überall ihre Schauererzählungen umhertragen — mußt Du mir auch noch nachlaufen, spionierst hinter mir her, prüfst bei jeder Gelegenheit etwas gegen mich aus. Ich darf jetzt nicht mehr spazieren gehn, darf mit den Leuten nicht mehr sprechen, ich kann ja wohl in ein Kloster gehn, darf bloß Dich noch sehen. Ist das ein Leben, was? Und da behauptest Du, mich zu lieben!“ Er murmelte: „Ich liebe Dich nicht? Das wagst Du zu sagen?“ Seine Worte ergänzten sich durch eine Geste unfählicher Verachtung. „Bei Gott . . .“ Sie hatte einen bitteren Zug um den Mund, richtete die Augen zwischen den rauschenden Ästen der Apfelbäume zum schwarzen Himmel empor, als ob sie überwältigt von Souhes Zweifelssucht, und daran verzweifelnd, ihn zu überzeugen, die Hilfe der Väter da oben anriefe. „Du liebst mich, liebst mich! Ah, Klauen! Ja, auf Deine Weise.“ „Wenn Du Dich brav aufführtest, würde ich dann so zu Dir sprechen? Weil mir das das Blut ausaugt, wahrhaftig! Aber das ist noch nicht alles! Du machst süße Worte, suchst Dich um die Sache herumzudrücken: aber vergebliche Mühe; ich durchschaue Dich. Du kommst nicht vom Fleck weg, eh' Du mir nicht geantwortet hast. Wie heißt der Dredfink? Sprich!“

Unwillkürlich forderte sie ihn heraus. „Wer? Die, mit denen ich zusammen war? Du kannst lange warten, ehe ich Dir ihre Namen sage, eifersüchtiger Kerl! Vor allem sag' ich Dir auf keinen Fall, weil mir der Ton nicht gefällt, in dem Du mit mir sprichst. Ich bin kein Vieh, das man mit der Peitsche treibt, verstiebst Du.“ Sie schwieg. „Gott! bin ich nach Schendelbese gegangen, auch nach Grammont. Was ist da weiter? Muß ich Dir Stunde für Stunde Rechenschaft geben über das, was ich tue? Ich darf also nicht mal mehr Freunde nach dem Bahnhof begleiten!“ Er brach los. „Hab' ich mir ja gedacht: ich muß sie erst in den Armen eines Liebhabers abfangen! Und selbst dann beweist sie mir, daß ich mir Einbildungen mache, daß sie unschuldig ist wie ein neugeborenes Lamm!“ Er hob die Faust. Aber in dem Augenblick, wo er sie mit ihrer ganzen Schwere fallen ließ, bemerkte er sich, von einer Furcht erfasst, eines anderen. Er kannte seine Kraft. Er würde sie erschlagen haben. „Dure!“ schrie er nur. Sie bäumte sich gegen die Beleidigung auf. „Teigling! Geh doch und frage Zannah oder die vom „Ballon“, oder frag bei Vistel nach, ob ich gelogen habe!“ „Warum hast Du mir aber gesagt, daß Du eine Kette kaufen wolltest? Du lügst mir, weil Du nicht mehr weißt wohin?“ „Kann' ich Dich denn nicht? Traut man sich denn Dir auch nur das leiseste Wort zu sagen? Hätt' ich Dir die Wahrheit frei heraus gesagt, so hätt' ich Du mir ja doch nicht geglaubt; trotzdem hättest Du was gefunden, mich zu tadeln, mich zu peinigen, mir das Blut auszufaugen. . . O Gott, guter Gott, was für ein Elend!“ seufzte sie, und bemitleidete sich selbst wegen ihres Loses und der traurigen Tage, die er ihr machte. „Ich sehne mich nach dem Tode.“ Sie geriet außer sich. Ja, der Tod war doch ein Leben vorzuziehen. Denn wie würde erst ihr Zusammenleben werden! Ach . . .“ Nach ihrer Mutmaßung würde es vergiftet sein von Zannergeschrei und schließlich unerträglich wegen seines Argwohns.

(Fortf. folgt.)

